

## Prolog im Narrenparadies

„Sind die Rolling Stones dekadent?“, fragte einst Lawrence Grobel in einem Interview Truman Capote, der darauf erwiderte: „Ich weiß nicht, was Dekadenz bedeutet. Die Leute verwenden das Wort so unterschiedlich“.

Der Autor von *Breakfast at Tiffany's* hatte die Band gerade auf einer Tournee begleitet. Die Drogen gab es gratis und der Sex mit den Groupies wurde selbstverständlich gefilmt. Truman Capote nahm das bunte Treiben eher gelangweilt zur Kenntnis. Schließlich war er Stammgast im *Studio 54*.

In dieser New Yorker Edeldisko traf sich die Prominenz der Siebziger Jahre im Darkroom, und niemand musste zum Koksen auf die Toilette gehen. Das *Studio 54* war ein Paradies für Exzentriker. Auf den Eintrittskarten stand: „Dress spectacular!“

Grace Jones kam splitternackt. Mick Jagers Frau Bianca eroberte auf dem Rücken eines Pferdes die Tanzfläche. Und ein Friseur namens John Gerard brachte einen Affen mit, der sich an der Bar volllaufen ließ und dann ziemlich böse wurde.

Als das *Studio 54* wegen Steuerhinterziehung in Millionenhöhe schließen musste, fand die letzte Party unter dem Motto statt: „Das Ende des modernen Gomorra“. Aus biblischer Sicht war diese Tanzhölle zweifellos ein Sündenpfuhl.

Dekadenz – das musste für Truman Capote zwangsläufig eine Worthülse sein. Schließlich war er kein Moralist. Wenn man etwas als dekadent bezeichnet, dann will man damit sagen: Wenn ihr so weiter macht, wird das böse enden.

Die Bibel ist voller Warnungen. Sie will uns zu besseren Menschen machen. Doch Capote folgte in seinem Leben und Schreiben keinem moralischen Auftrag. So schilderte sein wohl bestes Buch *In Cold Blood* einen grausamen und sinnlosen Mord, ohne über die Täter ein Urteil zu fällen.

Sind die Rolling Stones dekadent? Das kommt darauf an, ob man den Lebensstil, den sie in ihren besten, wildesten Jahren

propagierten, für nachahmenswert hält. Dass Keith Richards immer noch am Leben ist, grenzt an ein Wunder. Sein Gesicht ist heute eine Ruine, die an zahllose Abstürze erinnert. Rock & Roll war für ihn jahrelang die Kunst der Selbstzerstörung. Der popkulturelle Zirkus lebt schließlich von Drahtseilakten, bei denen man sich leicht den Hals brechen kann. Jimi Hendrix, Janis Joplin, Jim Morrison, Kurt Cobain und Amy Winehouse wurden alle zu Opfern ihrer inneren Dämonen.

Wird die Sehnsucht nach Intensität, Spannung, Nervenkitzel maßlos, kann man Nüchternheit nicht mehr ertragen. Die Gier gerät außer Kontrolle.

Wer jedoch vor den Risiken und Nebenwirkungen eines zügellosen Hedonismus warnt, kann leicht verdächtigt werden, ein freudloser Langweiler zu sein. Ist die berüchtigte „Spaßgesellschaft“ nicht ein konservativer Kampfbegriff? Wie engherzig und verbittert muss man sein, um sich darüber zu ärgern, dass unsere Zeitgenossen sich amüsieren? Oder erleben wir gerade den Triumph des Lustprinzips über die schnöde Realität? Wurde Donald Trump etwa gewählt, weil er begriffen hat, dass Politik Showbusiness für hässliche Menschen ist? Und sollten wir, anstatt die Amerikaner zu belächeln, uns nicht lieber fragen, wie viele unserer Mitbürger Mario Basler zustimmen, wenn er sagt: „Argumente interessieren mich nicht“? Brauchen wir nicht nur in der Philosophie einen neuen Realismus?

Pflegen wir mit unserem Individualismus einen „verrückten Eigendünkel“ (Hegel), der unser Gemeinwesen zersetzt? Müssten Gesellschaften nicht wie gotische Kathedralen gebaut sein, bei denen die einzelnen Elemente ineinander übergehen, ohne ihre Eigenheit zu verlieren? Aber darf man heute denn noch behaupten, „dass wir unsere höchste Existenz nur als Mitglieder einer Gemeinschaft erreichen können“, wie Charles Taylor in seiner Hegel-Interpretation von 1975 schreibt? Und was würde es konkret bedeuten, „die Grenzen

des Individuums“ zu überschreiten, „um eigentliche Freiheit zu erlangen“ (Alexander Dugin)?

Ist der flexible Mensch, das scheinbar autonome Subjekt, die nomadische Ich-AG etwa jene schöne Individualität, die man einst bei den antiken Griechen vermutete, oder eher „die schlimmste aller Abstraktionen“ (Armin Mohler)? Will man allen Ernstes den vom Neoliberalismus gekaperten Staat als politisches Kunstwerk betrachten? Auf welcher Idee, die unserer Bewunderung würdig wäre, sollte er denn beruhen?

Wollen wir tatsächlich in einer Welt ohne Grenzen und Nationen leben, die „zugleich auch eine Welt von *no welfare* sein muss“, worauf Rolf Peter Sieferle hinwies? Warum ist die bis zum Erbrechen beschworene Vielfalt unsere große Obsession, während wir damit gleichzeitig eine Weltzivilisation propagieren, in der es keinen allzu großen Unterschied mehr machen wird, wo man sich gerade aufhält? Ist der Liberalismus nicht eine Ideologie, die sich für alternativlos hält und insofern einem Totalitarismus mit menschenfreundlichem Image gleicht?

Wenn es, wie Margaret Thatcher behauptete, die Gesellschaft gar nicht gibt, braucht man sich dann überhaupt noch seines Egoismus zu schämen? Sind wir nicht in letzter Konsequenz die Jünger von Max Stirner, der bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Narzissmus verherrlichte? Führt das nicht zwangsläufig in die Profilneurose, da Individuen in der Regel daran scheitern, die Originalität, die sie auszeichnen sollte, tatsächlich zu entwickeln?

Ist es dann nicht das gute Recht eines Bürgers mit „Migrationshintergrund“, sich zu weigern, Werte zu verinnerlichen, die seine Familie, Religion und Kultur zerstören können? Und warum sollte er die als Toleranz getarnte Erschlaffung, die man ihm gegenüber zeigt, wenn er sich in Parallelwelten flüchtet, wo er ungestört Machos, Reaktionäre und Tyrannen anbeten darf, nicht verachten?

Ist es selbstzerstörerisch, auf Grenzen zu „pfeifen“, wie es eine Parole von 1968 forderte? Darf man Jacques Derridas „absolute Gastfreundschaft“, die mit juristischen Regeln bricht und den anonymen Fremden nicht einmal nach seinem Namen fragt, für weltfremd und naiv halten, oder fällt das schon unter die Denkverbote der Political Correctness?

Was wird aus der Europäischen Union, wenn Emmanuel Macron scheitern und Marine Le Pen in den Élysée-Palast einziehen sollte? Wird Europa nicht ohnehin durch „illiberale Demokratien“ wie in Polen und Ungarn unterminiert? Oder wurde „der Glanz von Europa“ nicht schon lange von Ökonomen ausgelöscht, wie bereits Edmund Burke lamentierte? Sind Wohlstand und Freiheit nicht viel zu selbstverständlich, um die Massen für das unvollendete europäische Projekt zu begeistern? Welchen Charme soll eine Festung Europa ausstrahlen, die in Zukunft nicht zuletzt damit beschäftigt sein wird, zu verhindern, dass die Insel der Glückseligen von den Verdammten dieser Erde überrannt wird? Oder sind wir nur bedingt abwehrbereit, da zu sehr damit beschäftigt, unsere moralische Integrität unter Beweis zu stellen? Haben wir etwa vergessen, dass Zivilisationen nicht durch Tugendhaftigkeit am Leben gehalten werden?

Wird unser Schicksal weder die Politik noch die Wirtschaft, sondern die Demographie sein? Wie lange werden wir uns noch den Luxus leisten können zu ignorieren, dass jene, die unterdurchschnittlich smart sind, sich am meisten vermehren? Was unternehmen wir gegen den umgekehrten Flynn-Effekt, der den seit Mitte der Neunziger Jahre sinkenden IQ in den westlichen Staaten beschreibt? Sind wir so sehr darauf erpicht, uns dem Zeitgeist anzupassen, dass wir es in Ordnung finden, wenn unsere Kinder sich lieber mit Computerspielen als mit anspruchsvollen Büchern beschäftigen? Und sind die chronisch gestressten Erwachsenen nicht selbst ein Teil der Aufmerksamkeitsdefizit-Kultur?

Muss man eine Zivilisation, in der eine Dose mit den Fäkalien des Künstlers Piero Manzoni 130 000 Euro wert ist, als nihilistisch bezeichnen? Beruhen die westlichen Gesellschaften auf einem unsoliden Fundament? Wären sie ausreichend antifragil, wenn der Wohlstand wegbrechen würde?

Kurzum: Ist das Abendland tatsächlich eine „parfümierte Leiche“ (E.M. Cioran)? Woher kommt diese „Lust am Untergang“ (Friedrich Sieburg)?

Das vorliegende Buch liefert keine umfassende Theorie, die beanspruchen könnte, all diese Fragen endgültig zu klären. Es handelt sich vielmehr um eine Sammlung von Essays, welche Phänomene, Epochen, Theorien, Ereignisse, Personen, Werke und Diskurse beschreiben und analysieren, die man für dekadent halten könnte. Der historische Schwerpunkt liegt dabei in Frankreich vom *Second Empire* (1852-1870) über die *Belle Époque* (1871-1914) bis zum Ersten Weltkrieg.

Die Essays bauen nicht aufeinander auf. Jeder von ihnen ist in sich abgeschlossen. Das heißt: Der Leser kann nach Lust und Laune seine Aufmerksamkeit hin und her streuen lassen. Man kann dieses Buch, das nicht hierarchisch angeordnet ist und keine Zentren hat, von jedem beliebigen Punkt aus anfangen und beenden.

Der Ausgangspunkt für die folgenden Reflexionen war ein gewisses Unbehagen in der Unkultur oder Überzivilisiertheit, welches hin und wieder den Autor überkommt. Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, dieses Unbehagen zu ergründen, es zu radikalieren, also seine Wurzeln freizulegen.

Im Grunde handelt es sich hier um Rationalisierungen eines Gefühls, das laut dem Politikwissenschaftler Dominique Moïsi in Nordamerika und Europa zumindest unter Geistern, die sich ihre Sensibilität noch nicht abtrainiert haben, latent vorherrscht: Nämlich die Befürchtung, „dass man die beste Zeit schon hinter sich hat“.

Nach einem halben Jahrtausend, in dem das Abendland die Welt beherrschte, stellt ein erwachender Riese wie China die westliche Hegemonie in Frage. Aber während es schwierig ist, etwas Kritisches über Muslime zu äußern, ohne die Gesinnungspolizei auf den Plan zu rufen, stellt es überhaupt kein Problem dar, die Chinesen in aller Öffentlichkeit zu verachten, denn die Bürger aufsteigender Weltmächte zeichnen sich durch Eigenschaften aus, vor denen es vielen von uns chronisch gelangweilten Luxusgeschöpfen graut. Extremere Fleiß, rücksichtslose Disziplin und brennender Ehrgeiz kommen uns ach so unmenschlich vor. Mit ihren äußerst kühnen, größtenwahnsinnig wirkenden, von keinem Kartellamt gebremsten Wirtschaftsprojekten strebt die Volksrepublik unter Staatspräsident Xi Jinping ungeniert nach der ökonomischen Weltherrschaft.

Im 19. Jahrhundert konnte man davon ausgehen, dass alle Wege nach Europa führen, wie es bei Jules Verne heißt. Aber wer wagt es heute noch, *eurozentrisch* zu denken? Auf die europäische Selbstzerfleischung zwischen 1914 und 1945 folgte die Selbstkasteiung. Solche Skrupel kennen die Chinesen nicht.

„Das Abendland von heute ist immer noch immens reich“, meinte vor einigen Jahren Peter Scholl-Latour, „aber es ist schwach. Ihm fehlt die moralische Substanz zur dezidierten Selbstbehauptung. Kurzum, alle Prämissen eines fatalen ‚Untergangs‘ sind gegeben.“

Dekadenz ist der Weg in den Untergang. Aber dieser tödliche Trip kann sehr kurzweilig sein. Das vorliegende Buch legt es seinen Lesern nahe, das Morbide, Abartige und Grotteske nicht reflexhaft zu verurteilen, sondern sich darauf einzulassen, um es am Ende vielleicht sogar, was sehr dekadent wäre, zu genießen. Kein Wunder, dass der Autor hin und wieder als Dandy eingestuft wurde. Wenn Sie ihn für einen Reaktionär

halten sollten, so bedenken Sie bitte, dass er einen Denker wie Nicolás Gómez Dávila nur bestaunt, als wäre dieser Antimodernist eine äußerst seltene Orchidee. Und falls Ruben Zacharias moralisiert, dann nur, um sich eine köstliche Erregung zu verschaffen.